

FRANTIŠEK GELLNER

Auch ein Tristium ex Ponto

Ohne Jahr · Erstdr. 1928



FRANTIŠEK GELLNER

Geb. 1881 in Jung-Bunzlau, vermißt 1914 in Galizien

Nach der Matura in Jung-Bunzlau lebte Gellner, der Sohn eines nicht sonder begüterten jüdischen Kaufmanns, zwischen 1899 und 1901 als Student der Technischen Hochschule in Wien. Anschließend besuchte er bis 1904 die Bergakademie in Příbram und fuhr von dort aus nach Prag, um an den Treffen der sog. Anarchoboheme um S. K. Neumann (1875–1947) teilzunehmen. Von 1905 bis 1908 studierte er in München und Paris Malerei und veröffentlichte seine Zeichnungen in bedeutenden französischen satirischen Zeitschriften wie „Rire“, „Les temps nouveaux“ oder „Cri de Paris“. Nach Aufenthalt in Prag, Dresden und Paris arbeitete er seit dem Jahr 1911 in Brünn als Karikaturist und Redakteur bei den „Lidové noviny“ (Volkszeitung). In dieser Periode entstanden auch seine anekdotischen Erzählungen, die er 1914 unter dem Titel „Cesta do hor a jiné povídky“ (Eine Reise in die Berge und andere Geschichten) herausgab. In seinem von Lebensskepsis und Selbstironie geprägten lyrischen Werk, den Sammlungen „Po nás at’ přijde potopa“ (Nach uns die Sintflut!, 1901) und „Radosti života“ (Die Freuden des Lebens, 1903) brachte Gellner, der seit der Mittelschule literarisch tätig war und in der Tradition von Machars kritischem Realismus stand, seine Verachtung der Werte und der verlogenen Moral des Bürgertums zum Ausdruck. Viele seiner bevorzugt in Liedform verfaßten Gedichte, in denen er sich als zynischer Outsider und Bohemien stilisierte, fanden Eingang in das Repertoire tschechischer Cabarets. „Také Tristium ex Ponto“ ist eine Reminiszenz an seine mäßig erfolgreiche Studienzeit in Wien.

Der selige Ovid hat jenes Vorurteil auf dem Gewissen, daß man sich das Großstadtleben nicht abgewöhnen könne. Ovid beweinte, daß er unter Barbaren verbannt worden war, die mit den Händen aßen, sich nicht wuschen und in einer unverständlichen Sprache redeten wie die polnischen Juden in der Leopoldstadt. (Die Leopoldstadt ist der zweite Wiener Bezirk, und ich habe dort oft den Polen Zygmunt begleitet, wenn ihn das Heimweh überkam. Der Anblick der Juden in ihren langen Kaftanen, mit mächtigen Patriarchenvollbärten und mit Peies an den Schläfen, wie sie auf dem holprigen Pflaster ihre linkischen Beine wie unnützen Ballast hinter sich herschleppten, belebte und labte die Seele meines Freundes.) Ovids Gefährte am Pontus war ein Offizier der römischen Garnison gewesen, der sich zu Tode langweilte und auf seine Versetzung wartete wie auf einen göttlichen Akt des Erbarmens und der manchmal aus Langeweile einem Korporal befahl, irgendeinem Eingeborenen mit einem alten Bambusstock ein paar Streiche über den Wanst zu verpassen.

Ovid war ein reicher Adeliger und römischer Salondichter gewesen und hatte durch seine Verbannung alles verloren. Aber was kann ich beweinen? Es gab in Wien zwar Mädchen und Wein, Konzertsäle und Theater, doch dieser ganze Luxus existierte für unsereinen nur in den ersten Tagen des Monats. Dann brachen harte Zeiten an, in denen ich gezwungen war, die Essensmarken der akademischen Speiseanstalt zu besorgen. Vom frühen Morgen an standen wir hungrig vor der Mensa, harreten standhaft aus, betrachteten die Speisekarte und atmeten dabei die Küchendünste ein. Und oft täuschte mich der köstliche Duft, und der alte glatzköpfige Kellner stellte ein Faschiertes vor mich auf den Tisch, das ich trotz meines Hungers nie hinunterwürgen konnte. Die Burschen von der medizinischen Fakultät erzählten, daß Hofrat Neumann, Professor für Haut- und Geschlechtskrankheiten im Allgemeinen Krankenhaus am Alsergrund, das Material zu diesen unappetitlichen Knödeln aus halbbrohem Fleisch liefere. Und Kollege Vilím suchte, unangetastete Portionen zu ergattern, und delectierte sich daran,



*Der Zahlkellner vom berühmten Wirtshaus „Zum stillen Zecher“
in Wien II., Prater Nr. 48*

daß er sich wieder einmal von Zeit zu Zeit satt essen könne. Ich schaute immer mit ängstlichem Staunen zu, wie Bissen um Bissen in seinem breiten Mund verschwand, und bekam dann schrecklichen Hunger. Vilím stammte aus Mährisch Ostrau und sprach im dortigen Argot, einem bunten Mischmasch aus Tschechisch und Polnisch. Er sagte stolz: „Já su Moravec“ – „I bin a Mährer“ und wollte mit den Tschechen, die für ihn alle zu sehr nach Fortschrittlichkeit stanken, nichts zu tun haben. Er war ein Erzklerikaler, und ich mußte vor jeder Beiseltour mit ihm in die Votivkirche beten gehen.

Dann hielten wir aber mit Gottes Hilfe meinetwegen auch drei Tage durch, wie einmal am Ende des Faschings. Wir trafen uns am Montag im Café Wien gegenüber der Universität. Das ist ein kleines Kaffeehaus, wo der Sliwowitz sieben und der Kaffee zehn Kreuzer kosten. Zwei schöne Mädchen, Annerl und Reserl, bedienten uns dort. In Reserl war der Jurist Arpád verliebt, und jeden zweiten Tag sammelte er bei jedem von uns einen Kreuzer ein, um sie mit einem Rosenstrauß erfreuen zu können. Arpád war unter uns Plebejern der einzige Aristokrat. Aber so wie seine Nationalität dubios war – er war je nach Bedarf Slowake, Deutscher und Ungar – war auch sein Adel fraglich. Wir hießen ihn einen internationalen Schwindler. Am Beginn seiner akademischen Laufbahn hatte er sich zu den Deutschen bekannt und war auch dem deutsch-katholischen Studentenverein beigetreten. Das war gerade zu der Zeit, als die deutschnationale Studentenschaft den katholischen Kollegen das Freidenkertum mit Fäusten in den Kopf einbleute. Als Arpád das erste Mal mit der hellblauen Mütze der deutsch-katholischen Verbindung „Noricum“ in der Aula der Universität auftauchte, fielen die Deutschnationalen über ihn her, verprügelten ihn wie einen Hund, rissen ihm die Burschenschaftsmütze herunter und schmissen ihn barhaupt die Stiegen zur Universität hinunter. Damals war in Arpád sein slawisches Herz erwacht, und seither saß er bei Vilíms Landsmann Františ im Hinterzimmer des Café Wien und kiebitzte ihm beim Tarockspiel. Die Mitspieler von Františ waren fast ausschließlich jüdische Hausierer. Daher nannten wir ihn auch: die streitbare Kirche.

Das Kartenspiel war Františ' tägliche Beschäftigung, nur am Sonntag, wenn sogar der Herrgott nichts tat, schob er einen Kinderwagen mit einem zweijährigen Buben in den Prater zum Ševc: er stellte ihn im Gastgarten zu uns an den Tisch, wo wir zechten,

und ging mit dem Kindermädchen tanzen. Wir beaufsichtigten und betreuten inzwischen den Buben und gaben ihm zu trinken. Allerdings nur Bier. Wenn das Kindermädchen keinen längeren Ausgang hatte und abends mit dem Kinderwagen heim mußte, setzte sich Františ zu uns, und anschließend besuchten wir zum Beispiel das Jantsch-Theater, um dort eine Posse, in der die böhmische Nationalität beleidigt wurde, auszupfeifen und uns von der Polizei verhaften zu lassen.

An den gleichen mit grünem Tuch überzogenen Tischchen, wo Karten gespielt wurde, stellte ich auch Jusstudenten Kolloquiumszeugnisse aus, damit die Eltern daheim ihre Freude hätten. Als Prüfungskommissar bei diesem Akt fungierte Vilím, der die erste Staatsprüfung schon per maiora – deo gloria! – abgelegt hatte und immer nette Fragen aus der Gerichtsmedizin und von Paternitätsklagen vergab.



Zeichnung von F. Gellner

*Zeichnung von
F. Gellner*



„§ 20. Ich befand mich auf der Fahrt nach Wien. Im Coupé war es schrecklich stickig und verraucht, und wir konnten der Kälte wegen die Fenster nicht öffnen. Mit mir fuhren ein paar Mädchen nach Wien in den Dienst. Unterwegs stiegen noch einige Studenten zu. Sie knüpften mit den Mädchen ein Gespräch an, und diese begannen zu singen. Die Lieder wurden immer vulgärer. Die Studenten hatten ihren Spaß. Ich war nie ein Moralist, aber ich hatte ein sehr dummes Gefühl, als ich sah, wie diese unsere Mädchen ihr Vaterland verlassen, um sich in der Fremde für ein Stück Brot und zum Gaudium braver junger Herren elend abzuschuften.“

F. Gellner, „Notizen“ (o. J.)

An dem Montag damals verließen wir spät am Abend das Café Wien und klapperten alle kleinen Vorstadtcafés ab, wo einen die Kellnerinnen außer mit Spirituosen auch mit ihrem Körper bedienen. Dann schwenkten wir in einem großen Halbkreis in den zweiten Bezirk ein. Dort scharren im Winter die Schneeschaufler den Schnee zu großen Haufen zusammen und die Droschkenkutscher, die in der Nacht an ihren Standplätzen stehen, höhlen mangels einer anderen Beschäftigung in den Haufen Löcher aus, wo man sich bei Schlechtwetter verkriechen kann. In so einem Haufen schliefen wir uns in der Nacht auf den Faschingsdienstag aus. In der Früh zogen uns die Wachmänner heraus, und den ganzen Tag trockneten wir dann unsere feuchten und verdreckten Kleider in verschiedenen Gasthäusern. Am Abend gingen wir auf den *Lumpenball*, und Vilím erhielt für sein Vagabundenkostüm den ersten Preis. Den Morgen auf den Aschermittwoch verschliefen wir in der Philosophischen Fakultät auf einer Hinterbank. Dann gingen wir zu einem Greißler und aßen traurig Salzheringe. Den Rest des Tages schlugen wir mit Kartenspiel und Billard tot, und in der Nacht des dritten Tages kehrte ich schließlich nach Hause zurück. Unterwegs erblickte ich einen Zuckerlautomaten, und weil ich nicht in absolut überflüssiger Weise die letzte Fünfkreuzermünze mit heimnehmen wollte, warf ich sie in den Automaten; ich zog am Griff – und nichts fiel heraus. Ich raufte einige Minuten vergeblich mit dem Automaten herum, bis zwei biedere Wiener neben mir stehenblieben, denen ich meine ganze Causa erklärte. Sie begannen auch am Griff zu ziehen, aber die ganze Mühe war umsonst. Nach einer Weile hatten sich ungefähr fünfzehn mehr oder weniger illuminierte Männer und Jünglinge um uns herum versammelt und rackerten sich gut eine halbe Stunde mit dem Automaten ab, bis ein Fleischauger, oder was immer er war, sich abstützte und den Griff samt der Feder herausriß. Er schmiß ihn mitten auf die Straße und suchte das Weite. Wir übrigen trachteten dann, auch zu verduften.

Am nächsten Tag hoben die Not, die Schulden und die Mensamahlzeiten an, und gegen Monatsende lag ich zwei Tage im Bett und lebte nur von Wasser und Tabak, den ich in allen möglichen Taschen zusammengesucht hatte.